

Anmerkungen

Über Daniel Libeskind's Buch *Breaking Ground. Entwürfe meines Lebens*. Verlag Kiepenheuer & Witsch, 2004, 318 Seiten.

„Breaking Ground“ heißt deutsch so viel wie bahnbrechend. Das erste Buch über Libeskind, das er selbst im Sinne einer Autobiographie mit Hilfe seiner Co-Autorin Sarah Crichton dem Lesepublikum präsentiert, enthält 11 Kapitel, von „Fundamente“ bis „Glauben“, die im Stil von essayistischen Kurzgeschichten geschrieben sind. Es gibt keine klare Grenzlinie zwischen Dichtung und Wahrheit, so dass die Authentizität der geschilderten Episoden aus dem Leben des ruhmreichen Architekten in Frage gestellt ist. Eine solche Linie war vom Autor wohl gar nicht beabsichtigt, aber ein Lektor hätte die Übersetzung des deutschen Textes überarbeiten müssen, um wenigstens einige peinliche Irrtümer zu vermeiden.

Im 2. Kapitel „Orte“ geht Libeskind auf Seite 37-38 auf die Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin ein. Er verlegt dabei das Datum des Konzerts und Galadiners für die Honoratioren aus Politik, Wirtschaft und Kultur auf den 8. September, obgleich dieses Ereignis am 9. September 2001 stattfand.

Das 4. Kapitel „Gebäude“ (S. 93-120) widmet der Autor der Entstehungsgeschichte des Jüdischen Museums Berlin und stellt eine Episode an den Anfang, bei der die Vermischung von Dichtung und Wahrheit deutlich zutage tritt. Der Architekt schreibt, ein „besonders dienstfertiger deutscher Grenzbeamter“ habe ihm, Libeskind, bei einem Grenzübergang im Jahr 1990 unter dem Stempelabdruck „Selbständige Erwerbstätigkeit oder vergleichbare unselbständige Erwerbstätigkeit nicht gestattet“ mit leuchtend roter Tinte die deutschen Worte in seinen amerikanischen Pass eingetragen: „Ausnahme: Freiberufliche Tätigkeit als Architekt für die Planung und Durchführung des

Projektes Erweiterungsbau Berlin Museum mit Abt. Jüdisches Museum ist gestattet“.

Das Titelfoto zum 6. Kapitel („Herzblut“) auf Seite 151 enthüllt einen anderen Sachverhalt. Der Leser findet dort die Abbildung eines aufgeschlagenen Passes. Die eine Seite des Passes ist voll mit Stempeln verschiedener Flughäfen, die andere Seite wird von der Arbeitserlaubnis für Daniel Libeskind geziert. Sie wurde nicht von einem eifrigen deutschen Grenzbeamten in den Pass eingetragen, sondern auf dem Foto ist deutlich zu erkennen, dass der Eintrag mit Stempel vom Landeseinwohnermeldeamt Berlin, Heinrich-Krause-Ufer 24, 1000 Berlin 65, am 26. Juni 1990 vorgenommen wurde.

Der eifrige deutsche Grenzbeamte ist erfunden worden. Warum und zu welchem Zweck, bleibt offen. Den Beweis dafür liefert der Autor selbst durch die Ablichtung seines Passes.

Auf Seite 109 des gleichen Kapitels verwechselt Libeskind den Namen des Schriftstellers Heinrich von Kleist und nennt ihn Friedrich von Kleist.

Auf Seite 118 des gleichen Kapitels vertut sich Libeskind mit der Geographie Bayerns und präsentiert dem erstaunten Leser zwei sich widersprechende Versionen von seiner Reise von Mailand nach Berlin, nachdem er im Juni 1989 den Wettbewerb für den „Erweiterungsbau des Berlin Museums mit Abteilung Jüdisches Museum“ gewonnen hatte. Erste Version: Er beschreibt, wie er mit seiner Familie im Auto „auf dem Weg über die Alpenpässe nach Süddeutschland“ irgendwo in der bayrischen Landschaft vom Weg abkam und sich zufällig neben dem „Stadion von Nürnberg“, womit das frühere Reichsparteitagsgelände Hitlers gemeint ist, wieder fand. Diese Autofahrt könnte, so ergibt sich aus der weiteren Beschreibung, tatsächlich auf dem Weg von Italien nach Berlin im Juli 1989 stattgefunden haben. Aber, dem widerspricht die zweite Version: Seite 103 ist zu lesen, dass Familie Libeskind Mailand verläßt, einen Kurzurlaub in den Alpen machte und von dort am 4. Juli 1989 mit dem Zug nach Berlin fuhr. Am Grenzübergang DDR–Westberlin

hätten Zöllner ihr Abteil auf der Suche nach Flüchtlingen auseinander genommen. Dass hier Zöllner mit DDR-Grenz- oder Volkspolizei verwechselt werden, ist angesichts der übrigen Widersprüche dieser Erzählung beinahe nebensächlich.

Im 6. Kapitel „Herzblut“ schreibt Libeskind über das Ende der Berliner Mauer und seine Beteiligung am Wettbewerb für die Neugestaltung des Alexanderplatzes. Seine Beschreibung des Alexanderplatzes endet mit der Behauptung, dass dort im Jahr 1993 „gähnende Leere und Grabesstille“ herrschten.

Ebenfalls in „Herzblut“ (S. 161-167) liefert Libeskind eine Darstellung über die Ereignisse im Sommer 1991, als das Projekt „Erweiterungsbau des Berlin Museums“ nochmals in Gefahr war, vom Rotstift des Finanzsenators gestrichen zu werden. Diese Sommerkampagne des Jahres 1991 aufzurollen, ist Thema einer umfassenden kritischen Auseinandersetzung mit Libeskinds Architekturpragmatismus und bleibt an dieser Stelle ausgespart.

Es haben sich in Libeskinds Schilderung dieser Ereignisse des Sommerlochs 1991 jedoch mehrere historische Irrtümer eingeschlichen, die es zu korrigieren gilt. Auf Seite 165 heißt es:

- a) Anfang der neunziger Jahre hätten nur etwa dreitausend Juden in Berlin gelebt
- b) Heinz Galinski, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, sei ein polnischer Überlebender des Holocaust
- c) das letzte Jüdische Museum in Berlin hätte im November 1933 seine Pforten geöffnet und sei unmittelbar darauf wieder geschlossen worden.

Das entspricht nicht den Tatsachen: zu a) Anfang der 1990er Jahre lebten ca. 7000 Juden in Berlin; zu b) Heinz Galinski wurde 1912 in Marienburg/Ostprien geboren, er stammte nicht aus Polen sondern war seit seiner Geburt Deutscher und hatte seit früher Jugend in Berlin gelebt, von wo er 1943 nach Auschwitz deportiert wurde; zu c) Das frühere Jüdische

Museum wurde am 24. Januar 1933 eröffnet und im Nachvollzug der Novemberpogrome 1938 geschlossen.

Es entspricht außerdem nicht den Tatsachen, wie von Libeskind dargestellt wird, dass Galinski im Jahr 1991 fürchtete, Juden würden dem Antisemitismus Vorschub leisten, wenn sie zu sehr in die Öffentlichkeit treten (Seite 164). Seine Zurückhaltung sei beim Lesen zahlreicher Briefe, die Libeskind ihm zeigte, dann allerdings geschwunden (Seite 165). Das Gegenteil trifft zu: Im Sommer 1991 betrachtete Galinski den „Erweiterungsbau des Berlin Museums“ als Ort des Jüdischen Museums mit größter Skepsis und distanzierte sich davon, nicht wegen eines wie immer gearteten Vorschubs für Antisemitismus, sondern weil die Museumsplanungen für den Neubau vorsahen, das „Jüdische Museum“ im Untergeschoß des Erweiterungsbaus zu platzieren, während die Obergeschosse für die Ausstellungen des stadtgeschichtlichen Berlin Museums unter Einbeziehung von Sammlungen aus dem Märkischen Museum vorgesehen waren. Diese Änderungen der Museumskonzeption waren ab 1990 mit Zustimmung und Zutun von Daniel Libeskind vorangetrieben worden.

Im Sommer 1991 wollte Heinz Galinski das Jüdische Museum an das Centrum Judaicum in der Oranienburger Straße anbinden. Sein Argument: Dort passe das Jüdische Museum besser hin und an diesem Standort, nämlich Oranienburger Straße 31, befand sich das einstige, 1938 zwangsgeschlossene Jüdische Museum Berlins. Auch andere prominente Mitglieder der Gesellschaft für ein Jüdisches Museum in Berlin e.V. befürworteten in jenen Tagen, das neue Jüdische Museum Berlin mit dem Centrum Judaicum zu verbinden. Dies war Gesprächsthema zwischen dem Regierenden Bürgermeister Eberhard Diepgen und Galinski bei einem Treffen im Juli 1991. Nur die in den ersten Monaten des Jahres 1992 aufbrechende Krankheit (Galinski verstarb im April 1992) hinderte den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin daran, dem in der Lindenstraße geplanten

Museumsprojekt, das dem Jüdischen Museum einen Platz im Untergeschoß zuwies, eine endgültige Absage zu erteilen.

Libeskind schreibt (S. 165), im September 1991 habe der Senat nachgegeben (gemeint ist hier: der internationalen Kampagne zugunsten des vom Architekten Libeskind entworfenen Neubaus), aber dann habe der Senat den Versuch unternommen, das Ehepaar Libeskind mit 150.000 Dollar „Schweigegehd“ zu bestechen. Hier verwechselt der Architekt eine Abfindung mit Bestechungsgeld. Eine Abfindung muss immer dann von der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen an einen Architekten gezahlt werden, wenn ein Bauprojekt nach Vertragsabschluss aufgegeben wird. Von einem unlauteren Bestechungsangebot des Senats kann keine Rede sein. Gemessen an dem, was der Museumsneubau in Berlin dem Architekten an internationalem Ruhm, Prestige, Bauaufträgen und Gewinn einbrachte, wären 150.000 Dollar tatsächlich nur Peanuts gewesen.

Es wird dann weiter erzählt (Seite 166), der Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen habe Libeskind einen Bauauftrag für einen Wolkenkratzer am Alexanderplatz als Ersatz für das Museumsprojekt zugesichert. Daniel jedoch, so beschreibt er die Situation, widerstand der Versuchung von Geld und Prestige und war nicht bereit, „das Museum zu verraten“. Richtig ist demgegenüber, dass das Ziel der Kampagne darauf ausgerichtet war, den Architektenvertrag zu retten. Wenn Libeskind sagt, er habe dem „Verrat“ am Jüdischen Museum widerstanden, dann erübrigt sich jeglicher weiterer Kommentar.

Ein besonderer peinlicher Faux pas zieht sich wie ein roter Faden durch die Erzählung über den Abgang des Architekten aus Berlin im Jahr 1994 und seine Wiederkehr 1995. Daniel schreibt (Seite 169), Nina und er hätten, als sie 1995 (nach einjähriger Abwesenheit) nach Berlin zurückkehrten, das Jüdische Museum in einem desolaten Zustand vorgefunden:

- a) Der ursprüngliche Museumsdirektor Rolf Bothe habe einen Herzinfarkt erlitten und einen etwas stressfreieren Posten in Weimar angetreten

- b) Amnon Barzel sei sein Nachfolger gewesen und habe das Museum in eine Ausstellungshalle für zeitgenössische Kunst verwandeln wollen
- c) Danach sei Tom Freudenheim gekommen, zwar habe dieser mehr Erfahrung als Amnon Barzel mitgebracht, er sei jedoch gegen die deutsche Bürokratie nicht angekommen
- d) Erst der 1998 zum Museumsdirektor ernannte W. Michael Blumenthal, angeblich ein gebürtiger Berliner (Blumenthal ist in Oranienburg geboren), habe Führungsqualitäten und eine klare Linie versprochen.

Richtig ist: zu a) Rolf Bothe nahm zum 30. November 1992, nachdem der Grundstein für den „Erweiterungsbau mit Abteilung Jüdisches Museum“ gelegt worden war, seinen Abschied und ging nach Weimar – 3 Jahre vor der Zeit, die Libeskind für seinen Weggang angibt. Den Herzinfarkt erlitt Bothe auf seinem Posten in Weimar, nicht in Berlin; zu b) Sein Nachfolger im Amt des Museumsdirektors war nicht Amnon Barzel, sondern der Kunsthistoriker Dr. Dominik Bartmann, der den Posten in der Interimsphase bis Juli 1995 wahrnahm. Ihn lässt Libeskind aus seiner Aufzählung der Direktoren aus. Darüber hinaus lässt er die Tatsache unerwähnt, dass er selbst in der Auswahlkommission saß, die im November/Dezember 1993 zusammen kam, um den Leitungsposten für das Jüdische Museum neu zu besetzen. Sein Favorit für den Posten war Amnon Barzel, den er aus Italien kannte und ihn „bekniet“ hatte, sich für den Posten in Berlin zu bewerben (Quelle: Mündliche Aussage von Amnon Barzel). Der Israeli Barzel kam zu einem Zeitpunkt nach Berlin, als Libeskind noch nicht die Absicht hatte, die Stadt zu verlassen und eine Dozentenstelle am Getty Institute in San Francisco zu übernehmen. Barzel trat am 1.7.1994 seinen neuen Posten an, ihm wurde zum 30.9.1997 wieder gekündigt. Er war „Leiter der Abteilung Jüdisches Museum“ und zu keiner Zeit Museumsdirektor, am wenigsten war er der Nachfolger von Rolf Bothe.

Im Juli 1995 ging das Berlin Museum mit dem Märkischen Museum durch ein neues Museumsgesetz im „Stadtmuseum Berlin“ auf, und als Libeskind aus

den USA zurückkehrte, war Reiner Güntzer als Generaldirektor des Stadtmuseums ernannt worden. In der Museumshierarchie stand Güntzer über dem Leitungsposten der „Abteilung Jüdisches Museum“, er war demnach der Vorgesetzte von Barzel. Direktor des Museums war demnach ab 1995 Reiner Güntzer, nicht Amnon Barzel. Diese Tatsache erwähnt Libeskind nicht. Zu c) und d) Ab Januar 1998 übernahm Professor Blumenthal die Aufgabe, als Direktor (nicht als Abteilungsleiter) das Jüdische Museum zu leiten. Als seinen Stellvertreter und Projektleiter für die Eröffnungsausstellung berief er im Juli 1998 Tom Freudenheim, der im Frühjahr 2000 seinen Posten jedoch wieder verließ. Freudenheim war nicht Blumenthals Vorgänger, wie Libeskind angibt, sondern wurde von diesem eingestellt. Schwierigkeiten mit der deutschen Bürokratie, die Libeskind als Begründung für Freudenheims Abschied aus Berlin unterstellt, gab es nicht.

Ab Januar 1998 nämlich wurde seitens der Senatsverwaltung alles nur Erdenkliche getan, um Professor Blumenthals Arbeit zu unterstützen. Alle bürokratischen und personellen Hindernisse auf dem Weg zur Realisierung des Jüdischen Museums wurden ausgeräumt und es wurde an nichts gespart, was zum Gelingen des Projektes von Professor Blumenthal als notwendig erachtet wurde.

Im Frühjahr 2000, nach Freudenheims Abschied aus Berlin, holte Blumenthal einen neuen Projektleiter, der die unmöglich scheinende Aufgabe übernahm, die Eröffnung des Jüdischen Museums im Jahr 2001 zu realisieren. Dieser Projektleiter war Kenneth C. Gorbey aus Neuseeland. Seine wissenschaftliche Qualifikation, seine Erfahrung als Museumsmacher und seine Führungsqualitäten als Leitender Projektmanager und Stellvertretender Direktor waren ausschlaggebend für das ambitionierte Vorhaben, die Ausstellung zur „2000jährigen Geschichte der Juden in Deutschland“ termingerecht zustande zu bringen und das neue Jüdische Museum Berlin nach genau 30 Jahren Wirklichkeit werden zu lassen. 30 Jahre sind gerechnet vom Jahr 1971 an, als die Idee mit der Ausstellung „300 Jahre Jüdische

Gemeinde zu Berlin“ im damaligen Berlin Museum geboren und von Professor Dr. Irmgard Wirth, der damaligen Direktorin des Berlin Museums, vorangebracht wurde. Kenneth C. Gorbey erwähnt Libeskind mit keinem Wort.

Das Fazit nach eingehender Lektüre ist: Das Buch enthält eine solche Vielzahl von faktischen Irrtümern, dass es unmöglich ist, sie im Rahmen einer kritischen Anmerkung alle aufzuzeigen. Diese Einschätzung bezieht sich nur auf die Kapitel und Textpassagen, die Berlin und dem Museumsprojekt Jüdisches Museum gewidmet sind. New York und alle anderen Stationen in der Laufbahn des Architekten blieben hier ausgespart.